

SCHWESTER INIGA

«Das Wort Verbrecher mag ich gar nicht»

Schwester Iniga hat 13 Jahre lang Insassen der Justizvollzugsanstalt Lenzburg begleitet - und dabei einiges erlebt. Nun geht sie mit bald 70 in den Ruhestand. Aufgezeichnet von Susanne Locker; Foto: Matthias Willi

Oft werde ich gefragt, ob ich denn nie Angst gehabt hätte. Nein, Angst nicht, aber Respekt. Ich hatte den Wunsch, Gefängnisseelsorge zu machen, seit ich vor Jahrzehnten in Neapel das damals grösste Frauengefängnis Europas besuchte. Die Zustände dort waren tiefstes Mittelalter. Für den Betrieb waren Schwestern zuständig, sie lebten innerhalb der Mauern. Vor dem Zimmer, in dem ich wohnte, patrouillierte Tag und Nacht ein Wächter mit entsicherter Waffe. Schon die Tür zur Anstalt hatte keine Türfalle.

Eigentlich wäre ich gern in eine der Missionen gegangen, aber das liess meine Gesundheit nicht zu. Als Lenzburg vor 13 Jahren eine Frau für die Seelsorge suchte, musste ich keine Sekunde überlegen.

Das Wort Verbrecher mag ich gar nicht. Ich habe mit Menschen gearbeitet, die eine Tat begangen haben, die nicht gut ist. Manche haben Glück im Leben, andere vielleicht Pech. Ich will denjenigen helfen, die weniger Glück gehabt haben als ich.

«Wie wird es, wenn ich entlassen werde?»

In Lenzburg arbeitete ich mit einem reformierten Kollegen. Kam jemand neu in die Anstalt, erklärten wir ihm unser Angebot. Später kamen die Insassen aus freien Stücken. Sie mussten einen Audienzettel ausfüllen und abgeben, wie wenn sie zum Coiffeur wollten oder zum Kleiderchef.

Die Treffen fanden in der Arbeitszeit der Häftlinge statt. Selten gab es einen, der einfach nicht arbeiten wollte, sondern mit mir Kaffee trinken. Das merkte ich rasch und sorgte für Abhilfe. Andere kamen jede Woche zum Gespräch, wieder andere gelegentlich. Es hat mir immer geholfen, dass ich neben Deutsch auch Französisch, Italienisch und Englisch spreche. Konnte ich mich mit jemandem nicht verständigen, bat ich einen anderen Insassen um Hilfe.

Den Grund, weshalb jemand im Vollzug war, kannten wir in groben Zügen. Ich hätte Akteneinsicht nehmen können, aber

das tat ich nie. Mir war es immer wichtig, auf den Menschen einzugehen. Ein bisschen Vorwissen half allerdings beim Einordnen dessen, was jemand sagte - oder was er eben nicht sagte.

In den Gesprächen hat es Platz für alles, was Menschen beschäftigt. Manche wollen wirklich über die Bibel sprechen, andere brauchen einfach jemanden, der ihnen zuhört, ohne gleich zu werten. Jemanden, dem sie ihre Sorgen anvertrauen können: Wie geht es meiner Familie, wie wird es, wenn ich entlassen werde, werde ich es schaffen, nicht mehr kriminell zu werden? Wie gehe ich mit anderen Gefangenen um?

«Man darf sich nicht allzu wichtig nehmen. Ich kann niemanden ändern, ich bin letztlich machtlos.»

Schwester Iniga, Gefängnisseelsorgerin

Die Seelsorge ist offen für alle; es kamen Christen, Muslime, Buddhisten, Hindu, Orthodoxe. Alle, die ich traf, glaubten in irgendeiner Form an eine höhere Instanz. Sie spürten, dass sie Hilfe brauchten.

Ich kann mich gut an einen Muslim erinnern, dem ich ziemlich ins Gewissen redete. Ich wusste, er würde bald entlassen werden, und erklärte ihm, er müsse sein Rollenverständnis überdenken. Seine Frau und die Kinder seien jahrelang ohne ihn ausgekommen - er dürfe nicht einfach heimkommen und sich aufführen wie der Chef. Am Anfang verstand er das kaum, wir sprachen mehrere Male darüber. Aus der Freiheit schickte er mir dann ein Familienfoto. Da wusste ich: Er hatte verstanden.

Beeindruckend fand ich die Solidarität, die die Häftlinge manchmal untereinander entwickelten: Einmal sagte ein Insasse, er bleibe heute nicht lange: «Da ist einer, der Sie gerade nötiger braucht als ich, rufen Sie den doch gleich herein.»

Natürlich habe ich mich immer ans Berufsgeheimnis gehalten. Aber wenn ich merkte, dass es jemandem nicht gut ging, bat ich das Gefängnispersonal, ein Auge auf ihn zu haben. Wir hatten in Lenzburg immer einen guten Austausch. Ich halte das für etwas vom Wichtigsten überhaupt: dass man miteinander spricht. Wenn die, die dort arbeiten, oder auch die Häftlinge nicht mehr miteinander sprechen, dann ist alles nur ein Absitzen, ein Abhaken von Kalenderblättern. Das kann es nicht sein.

«Von den meisten höre ich nie mehr»

Den Gefängnisseelsorgenden steht eine Supervision zur Verfügung. Ich nahm sie nie in Anspruch: Mir half schon der Austausch mit den anderen Menschen in der Anstalt. Und die Gebete und das wohlwollende Mittragen der Mitschwestern.

Vor allem wusste ich eines: Man darf sich nicht allzu wichtig nehmen. Ich kann nichts ungeschehen machen, ich kann niemanden ändern, ich bin letztlich machtlos. Ich weiss es ja auch nicht besser - ich weiss nur, dass es schlecht ist, wenn man etwas Schlechtes tut. Ich kann aber sehr wohl mein Ohr leihen und auf Möglichkeiten zur Umkehr hinweisen. Das Eigentliche muss jeder Mensch selber tun.

Wir haben vor Jahren angefangen, in der Bastelgruppe Karten herzustellen, alles Unikate. Ein Ehemaliger bastelt zu Hause weiter und schickt mir immer wieder seine Arbeiten. Ein anderer schickt mir zu Weihnachten und zu Ostern eine Schachtel Pralines. Von den meisten allerdings höre ich nie mehr. Entweder schaffen sie es, dann sind sie froh, nie mehr ans Gefängnis denken zu müssen. Oder sie schaffen es nicht, dann schämen sie sich.

Eigentlich wäre ich schon vor fünf Jahren pensioniert worden. Damals konnte ich mir nicht vorstellen aufzuhören. Man bot mir an, fünf Jahre zu bleiben. Aber jetzt stimmt es; man muss wissen, wann es Zeit ist, loszulassen. Alles hat seine Zeit. ■



«Ich will denjenigen helfen,
die weniger Glück gehabt haben
als ich»: Schwester Iniga